

Das Menschlein Matthias.

20]

Erzählung von Paul Jig.

Die abendlichen Spaziergänge am Seeufer oder nach Sankt Annasloß am Berge, zu denen er sie ehedem drängte, galten ihm nicht mehr viel. Sie konnte ihn fast nur noch mit Lederbissen beglücken und gefügig machen. Wie durfte das denn in Gottes Namen geschehen! Was mußte sie tun, um zu verhüten, daß ihr sein Herz gänzlich entrisßen wurde. Ihr Kind, ihr einziges alleiniges Eigentum! Sie war schon oft in die Knie gesunken und hatte beten gelernt, ohne jedoch einen rechten Trost dabei zu finden.

Matthias entzog sich mehr und mehr ihren Zärtlichkeiten, nach denen er auf dem Berg stets ein so inniges Verlangen trug. Viel zu aufgeregt, furchtbar warb sie jetzt um seine Liebe, sie küßte ihn minutenlang auf den Mund, bis ihm der Atem ausging, sie drückte ihn verzweifelt an ihre Brust und weinte dazu, so daß es ihm angst und bange wurde. Auch sonst besremdete ihn ihr Gebaren. Sie saß oft so gedankenverloren vor ihrer Hausarbeit, sperrte unwillkürlich Mund und Augen auf, seufzte oder sprach vor sich hin und begann dann plötzlich wieder auf Tod und Leben zu nähen. Des Nachts konnte sie erst recht nicht zur Ruhe kommen. Er hörte ihr Stöhnen im Halbschlummer oder wachte auf von den Bewegungen ihres frieblosen Körpers. Darum sehnte er sich nach einem eigenen Bett, das ihm doch nur der Vater geben konnte. Der besaß unerlöschliche Schätze. Sogar ein Haus konnte er kaufen. Mit Wohlgefallen holte Matthias alle Nasenlang ein Schmetterlingsnetz sowie eine Botanisiertrommel hervor, die ihm der Vater kürzlich geschenkt hatte. — Reich, stark und lustig war dieser, die Mutter dagegen arm, schwach und traurig. Sie hatte wenig zu befehlen und selten nahm ein Großer den Hut vor ihr ab.

In dieser Nacht erging es Matthias schlimmer als je. Das Unheil fing schon beim Abendbrot an. Es gab zwar feinen Fleischkäse und Stierenaugen in spritziger Butter. Doch die Mutter seufzte wieder so viel, es sei ein Glend auf dieser Welt, und wünschte sich einen Dauerregen für den Festtag, damit die auf dem Gupf lieber droben blieben.

Das war ganz und gar nicht nach seinem Sinn gesprochen.

„Gib's denn keinen Anzug, wenn's regnet?“ fragte er sehr besorgt, da er schon so viel davon gehört hatte und es kaum erwarten konnte, den Vater als Reiter anzustaunen.

„Mich kümmert's nicht, ich will nichts davon hören und sehen!“ erwiderte sie vergrämt, ohne ein Gefühl für die kindliche Schaulust. Da mochte er auch nicht mehr weiter essen. Er atmete schwer, seine Angäpfel begannen zu arbeiten.

„Und ich?“ entrang es sich der beklommenen Brust.

„Für Dich ist das auch nichts, Gott behüte! Es gibt ein viel zu gefährliches Gedränge!“ beharrte sie böse wie nie zuvor, so daß sich Matthias vor Schmerz und Stauern gleich seitlich aufs Kanapee warf. Die unselige Mutter war nun aber selber von einer wahren Wut der Verneinung ergriffen. Sie riß gleichsam die Tür aus den Angeln, hob das Dach ab und ließ ihre Not ausfliegen. Es sei nur ein Glück, daß jetzt die Schule wieder beginne und Matthias ordentlich zu tun bekomme, wenn er mit den Stadtbuben Schritt halten wolle. Das Geläufte zum See müsse ein Ende haben.

„Es ist mir sowieso himmelangst dabei. Ich hab den Schaden davon. Du weißt ja bald nicht mehr, wo Du hingehörst. Wer gibt Dir zu essen, wer muß für Dich sorgen? Ich leide nicht, daß der Großhans Dich herumzieht. Der ist mir noch lang nicht mächtern genug. Und wenn's ein Unglück gäbe, müßt' ich mir ewig Vorwürfe machen. Du hast es nun gehört. Der Unhold soll zuerst einmal beweisen, daß er sich selbst anständig führen kann, ehe er ein Kind in die Hand nimmt. So leicht wird's ihm diesmal nicht gemacht, bewahre! Ich hab mich nicht umsonst zehn Jahr um Dich geplagt!“

Es war ein richtiger Sturm in der Stube. Brigitte schoß wie irrsinnig hin und her, und Matthias standen die Haare zu Berge. Er hatte gemeint, die Mutter bestehe aus lauter Sanftmut und Nachgiebigkeit. Die Verwunderung wollte gar kein Ende nehmen. Warum schmähete sie den Vater, der doch so gut zu ihm war? Und nun sollte er gar nicht mehr mit

ihm hinausfahren dürfen? Es schüttelte ihn dermaßen, daß Brigitte unglückliche Mühe hatte, ihn aufzurichten, zu beschwichtigen. Als sie aber gar wieder zärtlich wurde, stieß er sie heftig zurück und drohte mit gebrochener Stimme, einfach von ihr wegzulaufen, dem Vater alles zu klagen.

Sie mußte den Kampf aufgeben. Eine volle Stunde brauchte sie dann, bis er ausgezogen war und ins Bett kam. Sie selbst legte sich in den Kleidern aufs Kanapee. Aber die Erkenntnis, daß sie ihr Kind nicht länger behalten konnte, ohne es ganz zu verlieren, ließ sie diese Nacht nicht schlafen. Am Morgen war sie entschlossen, ihn wieder in der Obhut der Schwester zu geben. Vielleicht gelang es ihr bald, anderswo — fern von Treustadt — lohnende Arbeit zu finden. Hier mochte auch sie selbst nicht mehr bleiben. Ob es, soweit die Erde reichte, noch eine zweite Mutter gab, an der sich ein Fehltritt so unbarmherzig rächte?

Zum Guten hatte sich über Nacht nur das Wetter gewendet. Als Matthias, dessen Kummer kein so großes Loch in den Schlaf bohrte, die Augen aufschlug, schien die Sonne aufmunternd in die Stube. Daß er das Bett allein gedrückt hatte, merkte er nicht einmal. Die Mutter brachte ihm still, wehmütig die Hosen an, pügte ihn sorglich heraus, kochte Schokolade und stellte sogar ein Glas mit Himbeerlatwerge auf den Tisch. Von dem großen Krach war nicht mehr die Rede. Aber Matthias traute dem Frieden schlecht. Er gab mürrische Antworten und wartete eigentlich nur darauf, entweichen zu können. Lieber wollte er kein Mittagessen als den Anzug verjäumen. Im Traum war ihm der Vater als Reitersmann erschienen, und er, Matthias, hatte hinter ihm aufsitzen dürfen. Dann ging es im wilden Galopp über Land, wobei er den Reiter fest umklammert hielt. Aber dieser lachte ihn aus, dann lachte sogar das Ross und zuletzt lachten sie alle drei und wälzten sich vor Lust im Grase.

Diesen Traum verjämte er der Mutter. Sie durfte überhaupt nicht mehr wissen, was er mit dem Vater zusammen machte. Oh, er gedachte noch recht oft mit diesem hinauszudefahren, ohne daß sie je dahinter kam! Sie mußte ja ins Geschäft und konnte ihn nicht bewachen.

Brigitte sah ihn zuweilen von der Seite lauend an. Es war ja nicht schwer, seine Gedanken zu erraten. Aber der Schmerz über seine gefühllose Abtrünnigkeit drückte sie hart an die Wand. Sie ließ sich wieder gehen, nahm ihn gewaltsam auf den Schoß und schluchzte herzzerbrechend: „Oh, bleib' bei mir, Matthiasle, gelt? Sieh ich hab' ja nur Dich, spürst Du nicht, wie lieb Du mir bist?“ Wie sollte sie's auch ruhig ertragen. Kaum vier Wochen war er bei ihr zu Hause, und schon gehörte er ihr nicht mehr an. Sie hatte nur noch die Pflicht, ihn zu nähren, zu kleiden, zu hüten.

Nach dem Kirchgang, der die beiden nicht fröhlicher stimmte, erschien zum Glück die Wasgotte mit Konrad und Frida. Der Weitergötti und die Marie waren droben geblieben.

Aber wenn die Wirtin zum Gupf gehofft hatte, heute in lauter Jubel und Freude zu schwimmen, sah sie sich arg betrogen. Gleich bei der Begrüßung fiel ihr die Schwester weinend um den Hals. Was mochte das wieder bedeuten? Brigitte sah bedauerlich mitgenommen aus.

Matthias hatte zum Empfang der Gäste die grüne Büchse umgehängt, das Netz in die Hand genommen und genoß einen vollkommenen Triumph. Konrad konnte vor Bestürzung keinen Ton hervorbringen, als der Kleine den Schenker nannte und von dessen Eigenschaften, namentlich vom Fischfang erzählte. Der Große nahm den Steischer vorerst einmal prüfend in die Hand, fuhr damit einigemal scharf durch die Luft, dann gab er ihn wieder zurück mit dem höhnischen Befund: „Da unten gib't's ja doch keine rechten Sommervögel!“ Ueberhaupt wollte er sich von Matthias' Aufschwung nicht so schnell überzeugen lassen und setzte darum allen Tatsachen einen tüftischen Widerstand entgegen. Frida hingegen wäre am liebsten in die prächtige Büchse hineingetrochen. Sie klappte andächtig den Deckel auf und zu.

Zur Feier des Tages trug Frau Angehr ihre alte Landestracht, die noch aus ihren Brauttagen stammte: einen braunen, hundertfach gefädelten Rock, eine silberne Schürze,

Kurzes Samtmieder mit steifer Hemdbrust und einen Schäferhut mit schwarzen Bändern. Statt der Tasche schwenkte sie ein zierliches Körbchen aus Strohgeflecht am Arm. Sie wollte heute nämlich auch einmal in einigen Treustädter Wirtschaften Umschau halten, wobei ihr die Schwester mit Rat und Tat beistehen sollte. Vielleicht gelang es ihr, dieserhalb mit dem reichen Herrn Hochzeiter ein vernünftiges Wörtlein zu reden. Denn machte es sicher nichts aus, ihr mit zwei oder dreitausend Fränkeln, die zur Uebernahme eines Geschäfts nötig waren, unter die Arme zu greifen.

Auf dem Weg in die Stadt bedrängte sie Brigitte, bis diese aus sich herausging und ihre Abneigung gegen die Geirat kundgab. Die Kinder mußten vorangehen; sie hatten genug zu tun, das mächtig keimende, wogende Festleben zu verfolgen. Schon huschten da und dort kostümierte Gestalten durch die Reihen der Spaziergänger: Burschen und Mädchen, aus allen Zeitaltern und Ständen, Pfahlbauer, in zottige Felle gekleidet, mittelalterliche Junksleute, Soldaten, Mönche, Ritter und Edle zu Pferd und zu Fuß . . . jeder einzelne umgeben von einer Schar Neugieriger, die ihm folgten, seine Tracht, sein Auftreten würdigten, was selten ohne Spott und Schabernack abging. Braune Kutten wurden hinterrücks geklüftet, ausgestopfte Waden belkopt, allzu schwungvoll gehandhabte Degen und Hellebarden gestutzt, mit besonderer Vorliebe aber den weiblichen Darstellern zugeföhrt, die dann meistens „das beste Teil der Tapferkeit“, den schleunigen Rückzug, jeglichen Handgemenge vorzogen. Der eine unter diesen Zuteilnehmern trat munter aus seiner Rolle heraus, machte schamde Gebärden gleich einem Fastnachtsnarr, der sich selbst verhöhnt, der andere hingegen nahm die Sache ernst und zog gelassen, mit einem lebhaften Gefühl der ihm auf einen Tag verliehenen Würde des Weges, indem er seine Geringschätzung gegen die ihm folgenden Gaffer, Nörgler offen zur Schau trug, als trennten ihn wirklich Jahrhunderte von der profanen Gegenwart.

Ueber den in allen Hauptstraßen aufgerichteten Festpforten lockten Schulweisheit, Wit und Pathos die Leutchen mit bunten Inschriften an. Eine lautete:

Fünfhundert Jahre auf und ab —
 Es wechselt Ordnung, Noth und Stab,
 Was arm, wird reich, was trüb ist, hell, —
 Gesell wird Meißter, Bursch: Gesell;
 Schreit heut der Hochmut holdbrieh,
 Bald lauft er sich im Dohnenstroh.
 Kein Menschenwerk hat hie Pestand.
 Drum heißt's: „Für Gott und Vaterland!“

Auch an vielen Häusern prangten derlei Kernsprüche im Kranzwerk, denn dieses Völklein hatte reiche Erfahrung, Gewandtheit in festlichen Anstalten und ließ sich nicht lumpen.

„Wir eriparen's an unserer Marine!“ sagten die Wohlholde. Daß dies auch die Meinung der großen Menge war, konnte ein Blinder merken. Die Freude schlug Funken aus den ärmsten Herzen, und alles in allem loderte an diesem Glückstag eine Flamme zum unverhofft blauen Himmel auf, daran sich die Götter einen saftigen Storch braten konnten.

(Fortf. folgt.)

Das Glückskind.

[Schluß]

Von Karl Schönherr.

Da erwachte gerade das kleine Schneiderprinzlein im Sitterbette von einem Schläfchen und seufzte. Im Ru war die Mutter bei ihm, gab ihm alsich einen Köffel voll Himbeersaft, nötigte ihm ein süßes Biskuchen auf und fing mit ihm an zu losen und streichelte ihm die dicken Armechen und tat wunderlieb:

„Mein Liebling . . . mein Einziges . . . mein krankes Söhnchen . . . und bist Du erst ganz gesund, dann sollst Du sehen, was ich für Dich Sachen und Säckelchen habe!“

Das Malheurkind hatte sich in der Küche auf die Zehenspizzen gestellt, damit es durch das kleine Guckfensterchen in die Stube sehen könne.

Die Mutter holte aus dem Kasten ein neues weißes Röschchen mit roten Maschen; das hatte sie während Lieblings Krankheit, wo sie Tag und Nacht nicht von seinem Bette gewichen, unter Tränen geschneidert; dann holte sie die neuen seidenweichen Schühchen mit schwarzen Maschen und neue Handjuchlein für die halbe Hand mit grauen, Kleinvingigen Mäschchen, und breitete alles auf dem Bettchen aus, damit das Kind nur sehe, was für Herrlichkeiten seiner beim ersten Ausgang warten. Und das lönerne Sparfschweinchen holte die Mutter herbei und ließ die Münzen vor Kennchens Ohren klirpern:

„Da horch . . . Hing . . . Kling! Während Du krank warst, mein

Herzchen, haben wir es vollgemacht . . . schau nur, was das Schweinchen für ein dickes Bauchel hat!“

Und sie hob Klein-Kennchen aus dem Bettlein und schaukelte es auf den Knien: „Hoffa, hoffa reite . . . Und jetzt gib mir ein Küßchen und schlafe wieder, Liebling!“

Die Mutter blieb beim Bettchen sitzen, bis ihr Kennchen eingeschlummert war. Sie wehrte ihm die Fliegen, horchte auf seine Atemzüge, strich ihm die goldigen Haare aus der Stirne, säckelte ihm Luft zu, schob ihm das vorgekaupte nackte Armechen sorgsam unter die schühende Decke, damit es ja kein Rheumatismsmischen bekomme. Und als das Kind fest schlief, nahm die Mutter die Schere und schnitt ihm ein goldenes Läckchen ab, das sie über ein dutzendmal kützte; dann legte sie das Läckchen auf ein kleines Seidentüschchen und deckte einen Glassturz darüber. Dann schlich sie leise auf den Zehenspizzen hinaus, zur Wohnungsnachbarin hinüber. Ihr Herz war übervoll, sie mußte es jemandem klagen, was ihr heute der Mann getan. Auf dem Wege durch die Küche sah sie das Malheurkind im Winkel lauern:

„Wenn Du nur zutiefst im Wasser lägest, ehvor wird kein Friede mehr!“

„Kann man auch tun,“ dachte sich Lieschen. „Besser zutiefst im Wasser bei den Fischen, als man darf seine Mutter nicht Mutter heißen. Und wenn einem Bein und Knochen von den Schlägen wie Feuer brennen, ist das Liegen im kühlen Wasser das schlechteste nicht!“

Als die Mutter fort war, ging Lieschen in die Stube und zog Kennchens weißes Kleidchen an, damit es nicht wie ein Bettelkind im Wasser liegen müsse. Dann schlug es dem lönernen Sparfschweinchen den Bauch entzwei und steckte die Kreuzer zu sich, damit es doch auch ein Geld habe auf dem Wege zum Wasser. Dann ging es fort und gedachte sobald nicht wiederzukommen.

Auf dem Wege zum Wasser kam es an einem Ringelspiel vorüber. Die Mittelachse des Ringelspiels bildete ein riesig langer, dicker hölzerner Chineser. Der drehte sich immer ganz langsam und hölzern wie ein echter Chineser im Kreise, während die Köhlein und Wagen an den äußersten Sebelenden nur so dahinslogten; und so komisch wadelte er mit dem drei Ellen langen Jopf, daß die Leute alle lachen mußten.

Die Stimme des Ausrufers hatte einen Klang, wie wenn man keine Holzklöschchen in einer Blechbüchse schüttelt:

„Einsteigen, meine Herrschaften! Kopf für Kopf zehn Kreuzer! Kinder und Militär vom Feldwebel abwärts zahlen die Hälfte! Wer keinen Kopf hat, darf umsonst mitfahren!“

Dann schreute er wieder die armen Kinder fort, die immer um die Ringelspiele herumstehen:

„Wer kein Geld hat, ist ein Dumpl Huch, huch, ihr kleinen Lumpen! Aber Du lomm nur immer vor, Du kleines Prinzschchen im weißen Kleide! Du bist brav — Du hast Geld . . . steig ein!“

„Laß mich gern noch einmal drehen,“ dachte Lieschen und stieg ein. „Im kalten Wasser lieg ich noch lange genug ruhig!“

Je rasender die Köhlein mit den Kutschchen im Kreise slogen, desto mehr freute sich Lieschen. Es begann zu lachen und patzte in die Hände:

„Ach Du mein . . . ist das doch schön!“

Alles wirbelte nur so dahin; nur der hölzerne Chineser drehte sich immer gleich langsam und steif im Kreise und das war ein Spaß. Lieschen erwischte ihn von der Kutsche aus beim Jopf und begann daran wie an einem Glockenstricklein zu zerren.

„Gotte hü . . . Du hölzerner Chineser, dreh Dich . . . schneller . . . ringsum und um . . .“

Ein wahrer Bonnettaumel erfaßte das Kind. Seine Wangen brannten wie rote Lichtlein. Bald lehnte es sich tief in die Wagenpolster zurück und schloß selig die Augen; dann sprang es wieder auf und ließ sich stehend im Kreise fahren. Das lange Sitzen vertrug nämlich Lieschen nicht, denn die Striemen von Mutters Schlägen brannten wie Feuer.

Dann stieg es wieder aus und wählte eine andere Kutsche.

„Jetzt die grüne Kalesche mit den zwei Rappen . . . und jetzt die blaue mit den zwei Fuchsen . . . und jetzt steig ich gar noch in die große, goldige Kutsche ein . . . mit den vier weißen Schimmeln dran . . .“

Das kostete doppelt so viele Kreuzer, aber es machte nichts; das Sparfschweinchen hat nicht umsonst den dicken Bauch gehabt.

Und die armen Kinder, die immer so traurig um die Ringelspiele herumstehen, weil sie kein Geld zum Mitfahren haben, schauen Lieschen mit sehnsüchtigen Augen nach. Ein armer Junge in zerrissenen Höschen rief in den Wagen hinein:

„O Du Glückskind! Du hast es gut!“

Da winkte Lieschen ganz vornehm aus der Kutsche und sagte herablassend und leutselig wie ein Prinzenkind:

„So lomm halt in meine Kutsche herein, Du armes Teufelkind; will Dich mitfahren lassen!“

Husch! war der blasse Bitteljunge neben Lieschen in dem goldigen Wagen.

„Mich laß auch mitfahren, Du Glückskind, mich auch . . . mich auch!“

Vier, fünf Kinder drängten sich an die Kalesche mit den vier Schimmeln und jrechten sehnsüchtig bittend die Händchen aus.

„Na, so lomm halt auch herein, ihr armen Kinder,“ sagte Lieschen.

Im Land der Lolo.

Ein Forschungsvorstoß ins unbekannte China.

Die armen Kinder stiegen, rot und blaß vor Aufregung und Freude, in den Wagen, drückten sich enge aneinander und machten sich ganz schmal, damit sie gar nicht mit ihren zerlumpten Kleidern Prinzchens weißes Häßchen streifen. Als sich das Ringelspiel mit ihnen zu drehen begann, schrien sie vor Freude: „Zuchheirassa“ und rieben vor Lust die bloßen Füßlein aneinander auf und ab, wie die Fliegen beim Zuckernaschen.

Lieschen aber tat recht vornehm, als ob es jeden Tag solche Vergnügungen haben könnte.

„Sag, Du Glückskind,“ fragte der blasse Junge: „Warum lachst denn Du nicht sitzen bleiben? Immer stehst wieder auf!“

„Weil mir das Sitzen weh tut,“ sagte Lieschen.

„Mir tut das Sitzen auch oft weh, wenn mich der Vater geschlagen hat!“

„Wißt, Ihr lieben Kinder,“ erklärte Lieschen und kämpfte gegen das Büßlein nur verächtlich das Häßchen:

„Meine Mutter ist so vernarrt in mich! Den ganzen Tag tut sie mich auf ihren Knien hinauf, hossa reite schaukeln! Und ihre Knie sind so spitzig ... wißt ihr, sie ist eine Schneiderin, und davon tut es mir weh!“

„Und ein dünnes Höpfchen hast,“ meinte ein anderes Kind. Denn Lieschen wurde von den scharfen Kinderaugen um und um gründlich gemustert.

„Glaub's Euch schon,“ meinte Lieschen, „daß ich ein dünnes Höpfchen hab! Die Mutter tut mir immer Haarlocken abschneiden! Eines trägt sie wie eine Kette um den Hals ... und eines im Bettbuch, und eines unter einem Glassturz auf einem seidenen Kissen neben dem Bett, damit sie immer und überall von mir ein Lösschen zum Küssen hat!“

Und die Kinder sahen einander traurig an und jagten:

„Oh, Du hast es gut, Du Glückskind!“

Ein anderes Kind hatte inzwischen Lieschens dünne Armechen besehen:

„O, Deine Armechen sind voll blauer und brauner Flecke, als ob man Dich geschlagen hätte!“

„Glaub's Euch schon,“ sagte Lieschen, „daß ich voll blauer Flecke bin! Weil mich meine Mutter beim Küssen immer gar so fest drücken tut! Immer heißt es: Lieschen ... mein Süßchen, und sie drückt mich so fest, daß ich schon einen blauen Fleck neben dem andern hab! Ich lauf ihr noch einmal davon, denn was zu viel ist, ist zu viel!“

„O Du garstiges Kind!“ rief der blasse Knabe und schwere Tränen rannen ihm über die Wangen. „Wäre ich froh, wenn ich eine solche Mutter hätte!“

Lieschen horchte hinter sich. Sie hörte von weit her das wilde Getöse und Kreischen der Schneiderin. Sie war schon auf der Suche.

Nun ist es Zeit, dachte sich Lieschen. Es erhob sich und sagte: „Fahrt ihr nur noch einmal herum, ihr armen Kinder! Ich muß jetzt gehn; mir ist, als höre ich schon wieder die Mutter nach mir rufen.“

Lieschen, mein Süßchen!“

Lieschen hüpfte leichtfüßig aus der goldigen Kalesche und lief, so schnell es laufen konnte, dem Wasser zu.

Hinter ihm her stürmte mit wildfunkelnden Augen die Schneiderin. Sie hatte schon von weitem Menschen weißes Kleidchen mit der roten Masche erkannt.

Lieschen hörte nicht auf zu laufen, bis es vor dem tiefen Wasser stand. Die Schneiderin war wie eine Furie hinterdrein und schwang drohend den Haselstock.

„Tut mir sehr leid, mein lieber Herr Haselstock,“ dachte sich Lieschen, „aber ich will keine neue Bekanntschaft mehr machen.“ Und trabelte die steil abfallende Böschung des Flusses hinunter.

Knapp vor dem strömenden Wasser blieb es stehen und dachte sich:

„Nun will ich aber doch meiner Mutter zu guter Letzt noch eine kleine Bosheit antun!“

Und als es die Mutter auf der Höhe der Böschung auslachen sah, rief es hinauf:

„Mutter, da bin ich! Mutter!“

„Ich will Dir schon abgewöhnen das Mutterrufen!“ brüllte die Schneiderin blaurot im Gesicht und kletterte vorsichtig Schritt für Schritt den Uferdamm hinunter. Und als die Schneiderin endlich unten war und mit der Faust nach Lieschens Höpfchen greifen wollte, da hüpfte Lieschen mit gleichen Füßen freischauend in das tiefe Wasser. Es machte einen Plump, wie wenn ein Frosch zur Abendzeit vor dem nahenden Wanderer vom Ufer weg in den Teich hüpfte.

Und nun war es, als hätte der From-Schneiderin niemals in der Kirchweihnacht von einem Soldaten geträumt.

Die armen Kinder lernten mit geröteten Wangen und glänzenden Augen heim und konnten nicht genug von dem vornehmen Schneiderprinzlein erzählen. Der blasse Junge in den zerlumpten Höschen träumte noch Nächte lang von dem Glückskind und ging jeden Tag zum Ringelspiel fragen, ob es nicht wieder gekommen sei; er beschrieb es: ein weißes Kleidchen mit roter Masche habe es angehabt.

Aber niemand, niemand wollte es wiedergesehen haben.

Westlich vom Roten Veden in China, dieser mit roten Sandstein erfüllten Einsenkung, auf der sich die dichteste Bevölkerung zusammendrängt, erhebt sich das tibetische Gebirgsland, das namentlich in seinem südlichen Teil bis auf die neueste Zeit ein Nahrungsmittel sowohl für europäische Reisende wie auch für die Chinesen selbst gewesen ist. Dort hausten die Lolo, ein Volksstamm, der seine unbedingte Selbständigkeit wahrte und der zwar durchaus nicht unmenschliche Sitten führt, auch nicht als ungeschicklich zu schelten ist, doch einem wirklichen Eindringen in sein Land einen energischen Widerstand entgegensetzt. Der mutige Franzose d'Allons war der erste, der eine Durchquerung des Lololandes, allerdings nur weit im Süden, ausführte, und die Annahme, daß dieser ganze Bezirk von alpinem Hochgebirge eingenommen wäre, zerstörte. Bald darauf bekam dem englischen Offizier Broock ein erneuter Versuch, in das Lololand einzudringen, recht schlecht. Er wußte sich mit den Leuten nicht zu stellen und brachte sie derart gegen sich auf, daß sie ihn am Weihnachtstage 1908 ermordeten. Seine Leiche wurde an die beleidigten Häuptlinge verteilt und kam später stückweise an verschiedenen Stellen der Grenze wieder zum Vorschein. Dies bedauerliche Ereignis hielt den seit einigen Jahren in Tschöngfu, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Szttschuan, residierenden deutschen Konsul F r i e d r i c h W e i ß nicht ab, sich in dieselbe Gegend des Lololandes zu wagen, mit dessen Bewohnern er in ungetrübte Beziehung trat. Allerdings dehnte er seine Reise nicht weit ins Innere aus, aber doch weit genug, um einige wichtige, ganz neue Beobachtungen über die Natur des Landes beizubringen.

In diesem Jahre hat Konsul Weiß einen neuen Vorstoß von einer ganz anderen Seite ins Lololand ausgeführt. Die Reise in unbekanntem Gebiet war nur kurz, aber wertvoll, weil sie einen Weg einschlug, der noch nie von einem Europäer und vielleicht auch noch nie von einem Chinesen begangen worden ist. Der Ausgangspunkt lag diesmal im äußersten Nordosten des Gebiets. Von der großen Stadt Kiating ging die Reise in den berühmten Götterberg Omi auf der Südseite herum in südlicher Richtung in das Lololand hinein und kam nach Osten wieder hinaus. In Opian, einer chinesischen Grenzfestung, wurde der letzte Punkt chinesischer Oberherrschaft erreicht. Konsul Weiß schreibt nun an den Herausgeber der „Allg. Wiss. Ver.“:

„Von hier nach der auf der Südseite gelegenen Grenzfestung Napien ist jeder Verkehr für Chinesen und erst recht für Fremde ein Ding der Unmöglichkeit. Man kommt nur unter einem Fürstentumsystem durch, das einen freien Durchzug durch die Stammesgebiete der einzelnen Häuptlinge garantiert, vorausgesetzt, daß die Verhandlungen mit Vorsicht eingeleitet und durchgeführt werden. Die chinesischen Behörden tun natürlich ihr Bestes, um einen daran zu verhindern. Ich hatte ein paar vorzügliche Mohammedaner an Hand, die in der schönsten und diskretesten Weise diese Palaver vorbereiteten. Das Ergebnis war, daß der gestrenge Fürst von Nielo sich dem Einfluß des allmächtigen Dollars nicht zu entziehen vermochte und mir und meiner Frau garantierte, uns für 50 Taels an der anderen Seite bei Napien wieder heil an die Oberfläche befördern zu wollen. Dann tranken wir Blutsbrüderchaft genau nach dem Muster in der „Götterdämmerung“. Ueberhaupt erinnern diese Stämme in so vielen an das Bild, das der alte Tacitus von unseren Vorfahren gibt, daß man sich bei ihnen ganz heimisch fühlt. Die ganz unchinesische hohe Achtung vor der Frau, ihr kriegerisches Draufgängerium — den schlappen Chinesen ein Grauel —, ihre feuchten, tiefenden Wälder, die in einem ewigen Nebel zu brodeln scheinen. Und als wir auf unserem weiteren Wege uns zwei Tage lang ohne Unterbrechung auf schmalsten Dschungelpfaden durch undurchdringlichen Urwald wanden, konnte man sich leicht das Vorgeschieh mancher chinesischen Legion in den Teutobergerwäldern des Liangschan, des dies Gebiet beherrschenden Gebirgslandes, vorstellen. Jedenfalls ist es den Chinesen bis heute noch nicht gelungen, zwischen ihren beiden Grenzfesten Opian und Napien eine sichere Verkehrsstraße auf der kürzesten Linie herzustellen, obgleich diese auf dem Richtosen-Atlas nur etwa dreißig geographische Meilen (annähernd 60 Kilometer) mißt. Will jemand von einem Ort zum anderen, so muß er den ungeheuren Umweg über Kiating machen. Wir brauchten auf unserer Reise für jene Strecke fast 7 Tage.“

Große Erhebungen wurden nicht beobachtet. Etwas über 2000 Meter auf der Wasserscheide zwischen dem oberen Yangtse und dem Tatufluß waren die größten gemessenen Höhen. Berge mit ewigem Schnee gibt es nach der Aussage der Eingeborenen weit und breit nicht. Schätzungswise mochten die höchsten Erhebungen der Bergkette vielleicht mit 3000 Metern anzusetzen sein. Sicher ist dieser Nordzipfel des Lololandes von seinem Mittelstück bei Kiating (das frühere Reiseziel von Konsul Weiß) ganz verschieden. Dort breite, ruhig und sanft verlaufende, bis auf ihre Klämme völlig entwaldete Rücken, abwechselnd mit breiten, fruchtbaren Tälern, hier ein wildes, von zahllosen Wasserläufen zerfurchtes Gebirgsland mit weiten Strecken nie berührter Urwälder und spärlichen Siedlungen dort, wo die Bergänge Raum dazu lassen. Die schwere Zugänglichkeit hat auch die Chinesen bis jetzt von einer Durchdringung dieser Strecken politisch oder durch Einwanderung abgehalten. Wo nicht schöne, breite und gut zu bewässernde Täler ihn einladen, geht der Chinese nicht hin.

Alle unsere Begleiter kehrten über Kiating wieder nach Opien, lieber als auf demselben Wege, zurück. Unser Garantievertrag lautete auch nur auf die einfache Fahrt, er war kein Retourbillet. Konful Weiß hat auch eine Reihe von Gesteins-Sammlungen und eine große Anzahl von landschaftlichen und völkertümlichen Photographien mitgebracht.

Kleines Feuilletton.

Sprachliches Allerlei. Man sollte es im Grunde nicht für möglich halten, daß das Kino die Sprache verdirbt. Es ist ja die bezeichnende Eigenschaft der Kinodramen, daß sie stumm sind. Wenn ein Drama aber stumm ist, kann es nicht gut an der Sprachverbesserung mitarbeiten. Wie gesagt: das sollte man annehmen. In Wirklichkeit aber stimmt es leider nicht. Die Kinodramen haben einen Titel und diese letzte Möglichkeit benutzen die vortrefflichen Filmfabrikanten, um zu allem andern auch noch die Sprache zu verderben.

In Berlin und anderswo wird augenblicklich ein Film gezeigt, der den schönen Titel führt: „Welche sterben, wenn sie lieben.“ Der Titel ist die letzte Zeile eines bekannten Heine'schen Gedichts, und das Füllwort „welche“ bezieht sich auf ein Wort zurück, das in der nächstletzten Zeile vorkommt. Wenn man dieses Wort weghäuft, verliert das „welche“ seinen ursprünglichen Sinn und wird zu einem fragenden Füllwort. Der Titel des Films hat in seiner nackten Abgerissenheit nur mit einem Fragezeichen einen Sinn. Einige Menschen werden in der Liebe glücklich und andere wieder sterben an der Liebe. Welche sterben, wenn sie lieben?

Wenn wir nun vom Kino zum Kunstwart springen, bitten wir um Verzeihung. Wir schätzen die große organisatorische Arbeit des Kunstwarts, und jede kleinliche Säulmeistererei liegt uns fern. Wir sehen aber nicht ein, warum man im Kunstwart von den „erreflektierten“ Portraits der Futuristen spricht. Das Wort „erreflektiert“ ist einfach zungenbrecherisch und sprachlich völlig wertlos. Der sprachliche Wert des Fremdworts „reflektieren“ liegt in dem kalten und Mechanisch-Scharfen, das in ihm mit den Mitteln der Lautmalerei zum Ausdruck gebracht ist. Es geht von dem Wort etwas Erkältendes aus, das zu warmen menschlichen Empfindungen in einem guten Gegensatz steht. Mit „ergrübeln“ war es in diesem Fall nicht auszudrücken, weil hinter dem Grübeln eine Leidenschaft liegt, die in diesem Fall nicht vorhanden sein sollte. Wohl aber könnte man von den erklügeltsten oder von „kalt ausgerechneten“ Portraits der Futuristen sprechen und brauchte so das unmögliche und langhäßliche „erreflektieren“ nicht zu bemühen.

Im selben Aufsatz wird übrigens von einem Bildnis gesagt, daß es aus ganz anderen „Wollungen“ heraus stüffiert sei. Man kann sich ja ungefähr denken, was der Autor mit dem Wort will: er will die Kunst des Wollens zum Ausdruck bringen. Aber warum sagt er das denn nicht in derselben einfachen und dazu noch mehr malenden Weise, in der wir es soeben gesagt haben? Ein alteingesessenes und verdienstvolles Blatt wie der Kunstwart sollte sich unseres Erachtens mit zweifelhaften sprachlichen Neuschöpfungen nicht schmähen.

Vom Menschen.

Eine halbseltige Niesin. Der Niesenwuchs ist bei Menschen eine Erscheinung, die auf ganz bestimmten Zusammenhängen beruht und daher auch ihre besondere Erforschung erfordert hat. Für den einzelnen Menschen ist er ein Schicksal, das nicht viel weniger schlimm ist als der Zwergwuchs, vielleicht sogar noch bedenklicher, da die Niesen meist noch früher sterben als die Zwerge. Sie können sich bei Lebzeiten wenigstens damit trösten, daß sie bei ihren Mitmenschen eher eine mit Furcht untermischte Achtung als Heiterkeit erregen, obgleich ein gestitteter Mensch über einen Zwerg ebenso wenig lachen wird.

Zu einer Verunstaltung im höchsten Grade wird der Niesenwuchs erst dann, wenn er sich nicht auf den ganzen Körper gleichmäßig erstreckt. Es kommt nämlich auch ein halbseltiger Niesenwuchs vor, wovon Dr. Dielein in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ ein Beispiel beschrieben hat. Selbstverständlich können dabei nicht so große Unterschiede der beiden Körperhälften eintreten wie sonst zwischen Niesen und Menschen gewöhnlicher Größe.

Insmerhin sind sie in dem beschriebenen Fall deutlich genug. Er betrifft ein 19jähriges Mädchen, das wegen Schmerzen im linken Bein ein Krankenhaus aufgesucht hatte. Bei der dadurch gebotenen Untersuchung wurde eine auffällige Ungleichheit beider Körperhälften festgestellt und zwar war die linke Körperhälfte stärker entwickelt. Diese Verschiedenheit betraf den ganzen Körper vom Kopf bis zum Fuß. Im Gesicht wurde er namentlich beim Lachen oder bei anderen ausdrucksvollen Bewegungen kenntlich. Auf dem Leib zeigten sich auch verschiedene Hautfärbungen rechts und links. Das linke Ohr war einen Zentimeter länger als das rechte. Der Brustumfang links vier Zentimeter größer, ebenso der Bauchumfang. Die Länge des linken Armes übertraf die des rechten um einen Zentimeter, das linke Bein das rechte um 2 Zentimeter. Am

bedeutendsten war der Gegensatz beider Körperhälften an den Beinen. Der Umfang der Oberschenkel war um 7—8 Zentimeter verschieden. Der Umfang der Knien gleichfalls um 7 und auch noch der der Füße, um 3 Zentimeter. Die ganze Erscheinung ist zweifellos auf einen krankhaften Vorgang zurückzuführen, und Dr. Dielein nennt das Mädchen geradezu einen Menschen, der ein Ganzes aus zwei verschiedenen Hälften darstellt.

Luftfahrt.

Die Augen der Luftfahrer. Die wichtige Rolle, die die Eroberung der Luft zumal mit Hilfe des Flugapparates im modernen Leben spielt, hat dazu geführt, daß man an den Flugzeugführer, überhaupt an den Luftschiffer, bestimmte körperliche Anforderungen stellt, von deren Erfüllung seine Eignung zu seinem nicht leichten Berufe abhängt. In der Deutschen Medizinischen Wochenschrift (1914, 1 und 2) befaßt sich ein Berliner Augenarzt, der selbst Amateurlflugzeugführer ist, mit den Augen der Luftfahrer und stellt in weitem Rahmen die Mindestnormen auf, die für sie Geltung haben sollen. Vor allem erklärt er die eigenartige Tatsache, daß bei Luftfahrern das Gefühl des Schwindels etwas unbekanntes ist. Es läßt sich daraus verstehen, daß erst das Weiten des Blickes an irgendeiner Verbindungslinie entlang, die in die ungewohnte Tiefe führt, den Schwindel veranlaßt. Das wird durch den bekannten Flieger Latham bestätigt, der nur einmal, und zwar als er zu dicht am Eiffelturm vorbeiflog, dieses peinliche Gefühl verspürte. Nach der Aussage eines Fliegeroffiziers trat die Empfindung des Schwindels auch dann auf, wenn auf halbem Wege unter ihm ein Luftschiff oder Flugzeug die Erde passierte, beides Belege für die Richtigkeit der angeführten Theorie von der Entstehung des Schwindels.

Scharfe Augen sollen für den Luftfahrer nicht nötig sein, da selbst bei verschwommenem Sehen noch die verschiedenen Möglichkeiten der Landung und eine allgemeine Orientierung im nächstliegenden Gelände wahrgenommen werden können. In derselben Lage befinden sich ja auch scharfsichtige Flieger bei unsichtigem Wetter, bei Nebel, Schnee und Regen. Es ist sogar anzunehmen, daß der an verschwommenes Sehen Gewöhnte in solcher Lage vermöge seiner besser ausgebildeten Anpassung günstiger gestellt ist als der Normalsichtige. Es ist durch Versuche festgestellt, daß selbst bei nur einem Siebentel bis zu einem Zehntel der Normalsichtigkeit sicheres Fliegen und Landen keine Schwierigkeiten bietet, ja ein Ingenieur, der obendrein nur ein Auge besitzt, hat sich als ein guter Flieger erwiesen, obwohl er nur über ein Fünftunddreißigstel der normalen Sehleistung verfügt.

Ferngläser, die zur Orientierung auf größere Strecken dienen, haben sich nicht bewährt, schon weil sie meist mit beiden Händen bedient werden müssen; auch ist der scharfe Luftzug, der zwischen dem Okular und dem Auge entsteht, für das Letztere sehr schädlich. Die Firma Zeiß hat infolgedessen Distalgläser konstruiert, die so klein sind, daß sie in einem Brillengestell getragen werden können und trotzdem eine genügende Leistungsfähigkeit aufweisen. Gewöhnliche Brillen sind natürlich wegen der erwähnten Entstehung der scharfen Zugluft unverwendbar, Schutzbrillen beschlagen leicht, wenn sie allseitig abgedichtet sind. Am besten hat sich immer wieder der natürliche Schutzapparat des Auges, die Wimpern und der permanente Tränenstrom bewährt. Besonders gefährlich für den Luftfahrer ist die Blendung durch die Sonne oder durch grelle Lichter, namentlich Scheinwerfer. Im großen und ganzen kommt der Autor zu dem Schluß, daß der Luftfahrer nicht in dem Maße auf gute Augen angewiesen ist wie beispielsweise der Kraftwagenführer, der viel leichter in die Lage kommt, plötzlich auf ein unvorhergesehenes Hindernis zu stoßen.

Erdfunde.

Unterseevulkane bei England. Daß die Bermudas-Inseln, die England als Schildwache gegen den Atlantischen Ozean ausgestellt hat, auf einem Grunde von Korallen ruhen, war bekannt. Aber es blieb immer noch eine Frage zu beantworten. Denn man wußte, daß Korallen sich niemals in großen Tiefen ansiedeln, und so war es höchst interessant festzustellen, auf welcher Basis die Korallen, die diese kleinen Inseln gebildet hatten, ruhten. Darum begann man vor einigen Jahren mit Tiefbohrungen. Soeben werden nun die höchst bedeutsamen Ergebnisse veröffentlicht. Von vornherein war es unwahrscheinlich, daß man Süßwasser finden würde. Diese Erwartung wurde durch die Untersuchung bestätigt, und die Bohrversuche wurden lediglich zum Zweck wissenschaftlicher Erkundung des Terrains fortgesetzt. Man bohrte bis auf 420 Meter. In den ersten 108 Metern fand man nur korallenartigen Kalk, dann in den nächsten 60 Metern grub man durch in Perlschale begriffenes Gestein, das unzweifelhaft vulkanischen Charakter zeigte. Ebenfalls feste vulkanische Massen zeigten die letzten 240 Meter.

Daraus ergibt sich also, daß die Korallen, die die Bermudas-Inseln gebildet haben, sich auf dem Gipfel eines oder mehrerer Vulkane angesiedelt haben. Es bleibt nun die schwer zu entscheidende Frage, ob diese Vulkane ursprünglich Unterseevulkane waren, oder ob der Meeresgrund sich an dieser Stelle vielleicht durch Ausbrüche in vergangenen Zeiten gesenkt hat und die Gipfel der vulkanischen Berge, die einst über dem Meerespiegel lagen, in ihre jetzige Tiefe hinabgezogen hat.